

Nevfel Cumart

„Von den Sternen am Himmel bis hinunter zu den Fischen im Wasser“

über das Gedichtschreiben und andere literarische Einblicke

Gekürzte Fassung des Auftakts zur Poetik-Vorlesung an der Universität Innsbruck

(gehalten am 23. Mai 2012 im Literaturhaus am Inn)

Heute ist Vatertag und ich darf am Morgen die Küche nicht betreten, weil meine Tochter Amelia mir eine Überraschung bereiten will. Eine große Schale Müsli, eine Tasse Kaffee und drei Rosen finde ich später auf dem Küchentisch. Ich kann mich nicht daran erinnern, daß bei uns in der Familie jemals der Vatertag eine Rolle spielte. Und Müsli, das meine Tochter so sehr mag, gab es zum Frühstück auch nie. Denn zu einem türkischen Frühstück gehörten bei uns stets schwarzer Tee, Schafskäse, Oliven, Tomaten und Gurken. Damit wiederum kann ich meine Tochter regelrecht verjagen.

Meine Tochter Amelia ist heute elf Jahre, zwei Monate und zwei Tage alt. Vieles in ihrem Leben unterscheidet sich von meiner Kindheit und Jugend. Sie hat in ihrem bisherigen Leben vielleicht ein Dutzend Nächte ohne ihre Mutter verbracht. Ich hingegen verbrachte sehr viele Monate meiner ersten Lebensjahre ohne meine Mutter. Sie war nach meiner Geburt schwer krank und lag zumeist in türkischen Krankenhäusern fern von mir. Ich war in der Obhut zweier Tanten, an deren Brüsten ich Milch trank.

Meine Tochter hat schon viele Länder dieser Welt gemeinsam mit uns bereist. Thailand, Indien, Singapur, Indonesien, Philippinen und andere Länder in der Ferne gehören genauso dazu wie Frankreich, Italien, Österreich und Polen vor unserer europäischen Haustür. Nicht zu vergessen die vielen Reisen in Griechenland, dem Herkunftsland ihrer Mutter. Ich hingegen unternahm meine erste Reise mit meinen Eltern im Alter von neun Jahren, wenn man es überhaupt eine Reise nennen mag: Wir brachen mit fünf Personen in einem alten Opel Kadett im norddeutschen Stade auf, fuhren damals durch Deutschland, Österreich, Jugoslawien, Bulgarien und noch mal 1000 Kilometer quer durch die Türkei in das südtürkische Adana. Dort in einer schmalen Gasse, besuchten wir die Verwandten. „Urlaub“ im Sinne von Verreisen und Erholung gab es in unserer Familie nie. Im Wortschatz meiner kleinen Tochter gehört dieses Wort hingegen zum festen Repertoire.

Meine Tochter besitzt weit über hundert Bücher, die meisten in deutscher Sprache, viele auch in Griechisch und einige in Türkisch und Englisch. Die „alten“ Klassiker von Astrid Lindgren und Erich Kästner sind genauso darunter wie die „neuen“ Klassiker von Cornelia Funke und Paul Maar. In den letzten Jahren verging sicher kaum ein Tag in ihrem Leben, an dem sie nicht etwas vorgelesen bekam oder selbst etwas las. Ich hingegen bin in einer kleinen Wohnung ohne Bücher aufgewachsen. Es war ja niemand da, der sie hätte lesen können! Meine Mutter konnte nicht lesen und schreiben, mein Vater mehr schlecht als recht. Als meine Eltern vor 52 Jahren auf den Spuren des Brotes in die deutsche Fremde aufbrachen, hatten sie ein Leben voller Entbehrungen hinter sich. Eine Schule konnten sie nicht besuchen.

Mit heutigem Vokabular würde man uns zu recht als „eine Migrantenfamilie aus einer bildungsfernen Schicht“ bezeichnen. Daß aus mir mal ein Schriftsteller werden würde, war damals bestimmt nicht abzusehen.

Wie ich zum Schreiben fand

Irgendwann, ich glaube, ich war damals elf Jahre alt, hatte ich den innigen Wunsch, Bücher zu lesen. Ich entschloss mich eines Nachmittags, mir von der Mutter eines Freundes ein Buch auszuleihen. Ich klingelte bei ihnen und bat die Mutter, mir doch bitte das Brockhaus Lexikon zu geben. Wer weiß, was sie sich insgeheim gedacht hat. Auf jeden Fall lächelte sie mich freundlich an und versprach, mir „ein schöneres Buch“ mitzugeben als das Brockhaus-Lexikon. Fünf Minuten später ging ich mit „Der letzte Mohikaner“ nach Hause, einem der Bände aus der berühmten amerikanischen Saga „Der Lederstrumpf“ von James F. Cooper.

Und es dauerte nicht lange, da wollte ich auch ein Buch schreiben. Beseelt von diesem Gedanken schritt ich bald zur Tat. Ich lieh mir eine kleine Koffer-Schreibmaschine von unserer Vermieterin, spannte mühevoll ein Blatt Papier gerade auf die Walze und schrieb begeistert -- ab. Nämlich die erste Seite aus dem Band „Der letzte Mohikaner“. Ich erinnere mich, wie glücklich und stolz ich damals gewesen bin. Niemand verriet mir, daß etwas nicht in Ordnung war. Und so vergingen einige Wochen (und viele Stunden mit mühsamer „Tipparbeit“) bis mir ein deutscher Erwachsener aus

der Nachbarschaft erklärte, daß es sich bei den abgetippten Seiten nicht um meinen Text, nicht um mein Buch handelte, sondern nur um profanes Abschreiben. Enttäuscht und traurig legte ich Buch und Schreibmaschine in die Ecke.

Damals gelang es mir nicht, einen wichtigen Schritt zu tun: meine eigene Phantasie in eigene Worte zu fassen. Wäre mir dieser Schritt gelungen, hätte ich zu meinen Indianerfreunden Chingachgook und Falkenaue eigene Gefährten erschaffen, vielleicht einen weißen Scout, der als Pfadfinder hätte Nathaniel Bumppo das Wasser reichen können. Doch ich vermochte damals nicht, eigenständig kreativ zu sein, vermochte nicht die Rolle des Urhebers zu übernehmen und die Produktion eines eigenen Textes zu vollbringen. Es sollte noch weitere sieben Jahre dauern, bis ich meine ersten Gedichte verfaßte.

Es vergeht kaum eine Lesung an Schulen, in der die Jugendlichen mich nicht fragen, wann ich angefangen hätte, Gedichte zu schreiben und vor allem warum. Die erste Frage kann ich leicht beantworten: Ich war siebzehn Jahre alt. Bei der zweiten Frage wird es schwierig. Ich vermag sie kaum zu beantworten. Denn ich habe mich damals nicht bewußt hingesezt und damit begonnen, Gedichte zu verfassen, es hat sich unbewußt so ergeben. Deswegen sage ich immer: „Mich hat es mit 17 Jahren erwischt“ und nie „Ich habe mich mit 17 Jahren entschlossen, Gedichte zu schreiben“.

Mittlerweile sind drei Jahrzehnte verstrichen, doch das hielt Studierende nicht davon ab, in ihren Diplom- oder Magisterarbeiten dieser Frage nachzugehen. Was sie auf vielen Seiten ausführen, kann ich, wenn ich auf diese Zeit zurückblicke, mit einem Wort zusammenfassen: Schwierigkeiten. Denn von denen hatte ich eine ganze Menge und sie begannen schon mit meiner Befindlichkeit.

Ich hatte Schwierigkeiten mit mir: Wußte in der deutsch-türkischen Identitätskrise nicht, wohin ich gehörte. Ich hatte Schwierigkeiten mit meinen Eltern, die einen anderen Lebensweg für mich vorgesehen hatten und davon träumten, daß ich ihren Traditionen folge und meine Cousine heirate. Ich hatte Schwierigkeiten mit der türkischen Regierung, die mein jugendliches politisches Engagement mit Repressionen durch das Generalkonsulat bestrafte und mich zudem zum Militärdienst verpflichtete, obwohl ich mein ganzes Leben in Deutschland verbracht hatte. Und ich hatte Schwierigkeiten in der Liebe, war unglücklich verliebt! Eine große Liebe, die sechs lange Jahre anhielt und von

Hindernissen, Sehnsüchten und Auflehnung geprägt war.

Kurz gesagt: Mir ging es nicht gut damals. Mag sein, daß die Gefühle sich Bahn brachen, bevor sie mich gänzlich zerfraßen. Mag sein, daß mein Kummer mich den Gedichten in die Arme trieb. Mag auch sein, daß die Gedichte mich gerettet haben.

Wie die ersten Gedichte entstanden

Mich „erwischte“ es also mit 17 Jahren: Ich begann, ohne einen mir bekannten Auslöser oder Plan, Gedichte zu schreiben. Ich schrieb einfach meine Gedanken in kurzer Form nieder.

Viel später erfuhr ich, daß in ersten literarischen Arbeiten häufig Erlebnisse aus dem eigenen Leben thematisiert werden. Der Autor Wolfgang Koeppen hat dies so ausgedrückt: „Der Schriftsteller liegt immer an der Kette seines Lebens.“ Ich war zwar noch kein Schriftsteller damals, aber diese Tatsache traf auch auf mich zu: Ich griff das Nächstliegende, meinen Lebensalltag, meine Gefühle und Probleme, auf und verarbeitete sie literarisch. Eines meiner ersten Gedichte war ein sehr schlichtes, mit einfachen Worten zu Papier gebrachtes Gedicht:

zwei welten

zwischen / zwei / welten / inmitten / unendlicher / einsamkeit / möchte

ich eine brücke sein// doch kann ich / kaum fuß fassen / an dem einen ufer / vom anderen / löse ich mich / immer mehr //

die brücke bricht / droht mich / zu zerreißen / in der mitte

Dieses „Jugendgedicht“ ist das am häufigsten abgedruckte Gedicht von mir. Es fand seinen Weg in zahlreiche Anthologien und auch in über 20 Schulbücher. Und das trotz, oder vielleicht auch wegen, der Schlichtheit in der Aussage und der Wortwahl.

Doch eigentlich habe ich damals nicht viel mehr gemacht, als mit knappen Worten zu beschreiben, wie ich mich als Jugendlicher fühlte. Als ein Sohn türkischer Eltern, der in Deutschland geboren und aufgewachsen war. Unsere Eltern wollten 200-prozentige türkische Kinder aus mir und meinen beiden jüngeren Brüdern machen, denn wir lebten ja in einem Land, das sie zumindest als beängstigend und befremdlich

empfanden. Sie fürchteten sich davor, daß wir Kinder uns von der türkischen Kultur entfremdeten, sprich „deutsch“ wurden. Mein Vater war daher in vielerlei Hinsicht sehr streng mit uns. Bei uns in der Wohnung ging es sehr „türkisch“ zu.

Doch „Draußen vor der Tür“, um mit Wolfgang Borchert zu sprechen, befand sich Deutschland. Sobald wir nach draußen gingen, erwartete man von uns, daß wir uns wie deutsche Kinder verhielten. Jeden Tag unternahmen wir, bildlich gesprochen, eine Reise von der Türkei nach Deutschland und zurück. Diesen unterschiedlichen, zum Teil auch gegensätzlichen Anforderungen von türkischer und deutscher Seite gerecht zu werden, fiel mir nicht leicht. Ich suchte nach Halt und Orientierung bei diesem beschwerlichen „Kulturspagat“, fühlte mich hin- und her gerissen. Dieses schwer zu vermittelnde Gefühl, zwischen zwei Welten zu pendeln, ist ein Thema, das in den ersten Jahren meines Schreibens häufiger auftaucht.

Sprache und Themen der Gedichte

Ich kann nicht so schreiben wie ein 47-jähriger Oberfranke aus dem Dorf Stegaurach, und er wiederum nicht so wie ich, denn wir haben unterschiedliche Biographien, haben völlig unterschiedliche Sozialisationen durchlaufen. Mein Vater ist kein Schuhmacher namens Johannes, der bereits in der vierten Generation im Aurachtal heimisch ist. Meine arabischstämmigen Vorfahren flohen unter erbärmlichen Umständen aus der kargen Berglandschaft im Westen Syriens hinab in die Region um die südtürkische Stadt Adana, die man als „Cukurova“, die „Tiefe Ebene“ bezeichnet.

Später verließ meine Familie die „Tiefe Ebene“, in der die Malaria damals viele Menschenleben riss. Sie zog weiter und gelangte auf den Spuren des Brotes bis in die norddeutsche Tiefebene und ließ sich in der Nähe von Stade nieder. Zwei Jahrzehnte später zog ich alleine weiter -- diesmal auf den Spuren des Studiums orientalistischer Fächer nach Bamberg. Das sind meine Wurzeln, die mir neben der türkischen auch die arabische Kultur auf den Weg gaben -- und die deutsche Sprache.

Ich bin davon überzeugt, daß ich auch ein Dichter sein würde, wenn ich einen oberfränkischen Stammbaum hätte. Man ist mit dem Herzen Dichter und ganz gleich wo

man lebt, die Gedichte würden sich Bahn brechen. Allerdings denke ich, daß ich als fränkischer Dichter (vom Stammbaum her) sicher auch noch andere Themen als meine bisherigen und in einer anderen literarischen Sprache aufgreifen würde. Wer weiß, vielleicht würde ich mich auch der fränkischen Mundartdichtung zuwenden.

Vor dem Hintergrund meiner türkisch-arabischen Familiengeschichte liegt es nahe, daß die Migration und ihre Auswirkungen, die Kulturkonflikte und die Identitätssuche zwischen den Welten große Themenbereiche meiner Literatur sind. Aber ich stünde sicher heute nicht da, wo ich bin, wenn ich mich lediglich darauf beschränkt hätte. Ich bin in der Vergangenheit einigen Schriftstellern begegnet, die sich ganz dem hingeeben haben, was als „Gastarbeiterliteratur“ und „Bitterlandliteratur“ bezeichnet wurde. Von diesen Schriftstellern hört man heute nichts mehr.

Vom Anfang meines Schreibens an kamen auch andere Themen hinzu: Nahe liegendes wie die Situation in der Türkei, der Heimat meiner Verwandten, genauso wie z. B. Umwelt- und Naturschutz, der mich als Jugendlicher in Stade während der Industrieansiedlung sehr beschäftigte.

Aber auch universelle Themen wie Hoffnung, Tod, Glaube und Gottessuche wären zu nennen. Und insbesondere Kritik an gesellschaftlich-politischen Zuständen, nicht nur in Deutschland und der Türkei. Also schreibe ich über Vietnam genauso wie über die Kriege am Golf. Über Folter und Hungerstreik in Guantanamo genauso wie über die deutsche Asylpolitik. Über die Kehrseite des irischen Wirtschaftsbooms genauso wie über die Auswüchse in den Arabischen Emiraten. Über den tödlichen Straßenverkehr in Ho-Tschi-Mihn-Stadt genauso wie über den unverantwortlichen Flugverkehr in Neu Delhi.

Nicht zu vergessen das Motiv der Liebe. Alle meine Gedichtbände enthalten ein Kapitel mit ihnen und ein Band besteht sogar ausschließlich aus Liebesgedichten, wobei mein Verständnis von Liebesgedichte sehr weit reicht und auch vor der Liebe zum Papier nicht Halt macht. Die Themenliste ließe sich fortsetzen. Vor elf Jahren, zwei Monaten und zwei Tagen kam noch ein neues „Thema“, besser gesagt, eine neue Quelle der Inspiration hinzu: meine Tochter Amelia.

Nach 30 Jahren Lyrikschreiben steht für mich fest: Kein Thema läßt sich ausschließen, kein Thema wird ausgespart. Manche ziehen sich über dreißig Jahre wie ein roter Faden durch meine Gedichte. Darunter auch solche, die man beim ersten Blick

nicht erwartet, wie z. B. das Meer. Ich weiß nicht, wie viele Gedichte ich schon über das Meer geschrieben habe. Und wenn der Tsunami im Dezember 2004 nicht meine Familie und mich fast mit sich gerissen hätte, hätte meine ungebrochene Liebe zum Meer sicher noch länger angehalten.

Ich verfasse die überwältigend große Mehrheit meiner Gedichte ausschließlich auf Deutsch. Aus einem einfachen Grund: Deutsch ist die Sprache, die ich am besten beherrsche. Doch die Inhalte werden sprachlich, literarisch und auch kulturell von dem türkisch-arabischen Hintergrund geprägt.

In vielen Beiträgen über mich wird diese „Färbung“ meiner Lyrik, der morgenländische Einschlag angesprochen, in einer Rezension des Hessischen Rundfunks heißt es sogar explizit „die orientalische Würze“. Ich weiß aus vielen Rückmeldungen, daß manche meiner Leser besonders diese Sprachelemente, Bilder und Metaphern an meinen Gedichten schätzen, die aus dem türkisch-arabischen Geistesgut kommen. Aber ich sitze natürlich nicht mit einem orientalischen „Wortstreuer“ am Schreibtisch, die Bilder finden mich, schlagen sich aber in deutscher Sprache nieder.

Türkisch und Arabisch eignen sich viel besser für Poesie als Deutsch, in erster Linie wegen der bemerkenswerten Bildhaftigkeit, wegen des Sprachaufbaus und der Kürze der Ausdrucksweise. Aber es nützt mir nichts, zu wissen, wie blumig, kurz und prägnant Arabisch und Türkisch für Poesie sein können, wenn ich das für Lyrikschreiben so immens wichtige klassische Arabisch oder die osmanisch geprägten Bedeutungstiefen des Türkischen für mein Empfinden nicht gut genug beherrsche, um meine Gedichte in diesen beiden Sprachen zu verfassen. Um Mißverständnisse zu vermeiden, benutze ich den Ausdruck „Muttersprache“ nie, denn die Sprache meiner Mutter war zeitlebens Arabisch. Stattdessen sage ich: Deutsch ist meine „Umgangssprache“, meine „Literatursprache“, meine stärkste Sprache. Also „begnüge“ ich mich mit dem im Vergleich zu den beiden Sprachen etwas umständlicheren Deutsch. Damit kann man aber auch schon einiges erreichen. Denn eine Sprache ist ja nur so stark, wie der Mensch, der sie benutzt, sie zu benutzen in der Lage ist.

Türkische Einflüsse – die „orientalische Würze“

Über den Einfluß türkischer Autoren auf meine Gedichte wurde viel geschrieben. Zumeist werden Nazim Hikmet, Orhan Veli Kanik und Yasar Kemal genannt. Aber auch der Einfluß anatolischer Volksdichter aus dem 16. und 17. Jahrhundert wurde Ende der 1980er Jahre in einer Magisterarbeit nachgewiesen.

Natürlich kenne ich die Werke von Nazim Hikmet, Orhan Veli Kanik und Yasar Kemal sehr gut. Nazim Hikmet holte das Gedicht vom Elfenbeinturm der osmanischen Diwanpoesie in die anatolische Steppe und verbrachte ein Großteil seines Erwachsenenlebens in türkischen Gefängnissen und Kerkern. Ich schätze sein Werk sehr, zumal seine legendären Briefe aus dem Gefängnis mir oft genug Trost spendeten.

Orhan Veli Kanik schrieb in seinem kurzen Leben nur 200 Gedichte, aber in der Türkei kennt ihn jedes Kind. Er brach mit sämtlichen lyrischen Traditionen, befreite die Wörter vom Ballast der konventionellen Bedeutungen und schuf eine eigene literarische Richtung, die bis heute als „fremdartige Dichtung“ bezeichnet wird. Ich schätze auch sein Werk sehr, zumal ich seine Gedichte für eine Buchpublikation in deutscher Sprache aufwendig lektoriert habe.

Yasar Kemal saß in dem Alter, in dem ich anfang, Gedichte zu schreiben, zum ersten Mal im Gefängnis. Er gilt als der Chronist Anatoliens und sein Roman „Mehmed mein Falke“ ist nach dem Koran das am meisten gelesene Buch in der Türkei. Ich schätze auch sein Werk sehr, zumal ich zwei seiner Bücher übersetzt und ihn mehrfach in seinem Haus in Istanbul besucht habe.

Ich schätze alle drei Autoren sehr, doch ich empfinde keinen bewussten Einfluß von ihnen und spüre auch keine so starke und innige Seelenverwandtschaft zu ihnen wie zu einem anderen türkischen Dichter, für den seit vielen Jahren mein Herz schlägt. Sein Name ist Fazıl Hüsni Dağlarca und wenn der Literatur-Nobelpreis nicht in einem bestimmten Maße ein politisch vergebener Preis wäre, so hätte er ihn mit Sicherheit statt Orhan Pamuk erhalten müssen.

Fazıl Hüsni Dağlarca wurde 1914 geboren und gilt auch über seinen Tod im Oktober 2008 hinaus als der bedeutendste türkische Lyriker der Gegenwart. Sein gigantisches Werk umfaßt mehr als 90 Gedichtbände! Er ist nicht nur der produktivste, sondern auch

der sprachlich kreativste Dichter der Türkei. Dağlarca läßt sich weder mit einem der führenden Dichter des 20. Jahrhunderts vergleichen noch gehört er einer der literarischen Richtungen an. Etwaige Ähnlichkeiten und Parallelen zu den Werken anderer Dichter erweisen sich lediglich als eine Koinzidenz. Dağlarca erweitert in seinem Werk die Grenzen des lyrischen Sprechens in alle thematischen Richtungen, insbesondere auch in transzendent-mystische Bereiche. Dieser Aspekt unterscheidet ihn von den anderen bedeutenden Dichtern des 20. Jahrhunderts wie etwa Nazim Hikmet oder Orhan Veli Kanik

Nach eigenen Angaben komponierte Dağlarca bereits während der Kindheit seine ersten Verse und übte sich in den gängigen Versmaßen der osmanischen Poesie. In der türkischen Literatur sind Dağlarcas Werk und seine Virtuosität darin, die Welt- und Innenerfahrung in Sprache zu fassen, bisher einzigartig geblieben. Ganz gleich, welche Themen er lyrisch verarbeitet, die strukturellen und sprachlichen Eigenarten seiner Gedichte bleiben. Zu Recht spricht die Literaturkritik von einem spezifischen „Dağlarca-Gedicht“ und stellt fest, daß Dağlarca „eine eigene literarische Strömung für sich“ darstelle.

Über einen Zeitraum von insgesamt fünf Jahren „studierte“ ich die Lyrik Dağlarcas und übersetzte rund 350 Gedichte in Rohfassung. Viele der Rohfassungen gelangten nicht in eine Endfassung, weil ich manchmal ein Wort, ein Bild, ein Chiffre, eine Redewendung aus dem Original nicht adäquat ins Deutsche übertragen konnte.

Der von mir edierte Band „Steintaube – Taş Güvercin“ umfasst Gedichte aus 22 Büchern Dağlarcas und umspannt einen Zeitraum von knapp 60 Jahren. Ich habe versucht, einen repräsentativen Querschnitt aus dem Werk zu präsentieren und somit einen kleinen Einblick in das Werk Dağlarcas zu bieten. Ich war und bin überzeugt, daß dieser Dichter es mehr als verdient, im deutschen Sprachraum zur Kenntnis genommen zu werden! Und es braucht keine Doktorarbeit, um festzustellen, daß ich diesen Dichter verehere.

In seiner Nachschrift zu „Der Name der Rose“ schreibt Umberto Eco in dem Abschnitt über den erzählerischen Arbeitsprozeß, daß das Genie zu zehn Prozent aus Inspiration und zu neunzig Prozent aus Transpiration besteht. Prägnanter läßt sich nicht ausdrücken, daß Schreiben auch Arbeit ist und sehr mühevoll sein kann. Es erfordert Disziplin, Ausdauer, Genauigkeit und Geduld.

Umberto Eco ist kein Lyriker, doch es ist davon auszugehen, daß er auch die Lyrik in seine Aussage bezog. Denn gute Lyrik zu schreiben ist harte Arbeit. Gottfried Benn, der es wissen mußte, schrieb einmal sinngemäß: Wenn ein Dichter in seinem ganzen Leben nur drei gute Gedichte geschrieben hat, dann darf man ihn schon einen guten Dichter nennen. Das habe ich wahrscheinlich noch nicht geschafft. Ich wäre aber schon glücklich, wenn ich ein Gedicht annähernd so gut schreiben könnte wie Fazil Hüsni Daglarca.

Die Frage nach dem Adressaten

Die Frage nach Wunsch und Wirkung der Literatur ist (fast) genauso alt wie die Literatur selbst. Der Wunsch, sich nach außen hin mitzuteilen und die Verarbeitung innerer Prozesse sind wohl die zwei vordergründigen und dringlichen Auslöser für das Schreiben. Als während der Schulzeit mein erstes Buch veröffentlicht wurde, hatte ich keinerlei Vorstellungen über eine schriftstellerische Laufbahn im Hinterkopf.

Ich schrieb einzig und allein für mich. An meiner damaligen Haltung hat sich bis heute -- auch als freiberuflicher Schriftsteller -- prinzipiell nichts geändert, auch wenn ich in Presseberichten oft als „Brückenbauer“ oder „Sprachrohr“ und „Fürsprecher“ von Migranten bezeichnet werde. Nach wie vor schreibe ich in erster Linie für mich. Und ich bin der Auffassung, daß ein ordentlicher Dichter dies auch tun sollte.

Über diese erste Entstehungsebene hinaus gibt es natürlich andere. Eine von ihnen wäre die Ebene der gezielten Publikation. Wenn ich zum Beispiel ein Gedicht über Umweltverschmutzung schreibe, so geschieht dies, weil mich bestimmte Entwicklungen stören und mich bewegen. Wenn aber dieses Gedicht in einer Zeitschrift einer Umweltschutzorganisation veröffentlicht wird, so erhält es einen völlig anderen Rahmen, erzielt eine bestimmte Wirkung. Diese Wirkung ist wünschenswert, aber nicht beabsichtigt, anders gesagt: ich schreibe beziehungsweise schrieb dieses Gedicht nicht für die Umweltschutzorganisation.

Einzig das geschriebene Wort zählt. In den meisten Fällen muß es für eine Rezeption ausreichen. Den Autor oder die Autorin haben wir nicht zur Hand, um Fragen zu stellen. Somit stimmen Intention des Autors und Rezeption der Leserschaft nicht immer überein. Anders gesagt: Die Literatur wird einmalig geschrieben, rezipiert wird sie aber aus unterschiedlichen Blickwinkeln.

Ich finde es gut so. Und ich finde es spannend und bereichernd, wenn in den Köpfen der Lesenden unterschiedliche Bilder auftauchen bei ein und demselben Gedicht.

Bleibt zum Abschluss noch die Frage, warum ich Gedichte schreibe. Darauf gibt es eine einfache Antwort: Ich brauche die Gedichte, um mich, Gott, die Welt und das Lachen meiner Tochter zu verstehen!